

cc. **Das Auslöschfen der Petroleumlampe.** Im Grunde ist die Petroleumlampe ein ganz ungefährliches Möbel. Was bei ihr verbrennt, ist vergastetes Petroleum; der Docht, der durch die Tülle in das Petroleumfass hinabreicht und dort in das flüssige Oel eintaucht, saugt dasselbe in die Höhe, am oberen Ende vergast es und verbrennt. In dem Maße, wie das Petroleum in dem Fassin verschwindet, füllt sich der leere Raum in demselben teils mit Petroleumdampf, teils mit Luft, welche selbst durch eine Tülle, die vom Docht gut ausgefüllt wird, hinabgepreßt wird. Dieses Gemisch stellt ein explosives Gemenge dar, und sobald es mit einer Flamme an irgend einer Stelle in Verührung kommt, erfolgt unfehlbar die Explosion. Dies kann vorkommen, wenn die Lampe beim Brennen geöffinet wird; man schraubt den brennenden Docht ab, und gießt frisches Petroleum in das Fassin. Die verdrängten und aufsteigenden Dämpfe gelangen an die Flamme und explodieren unter verheerender Wirkung. Soviel auch gegen diese Methode des Auffüllens bei brennender Lampe schon geschrieben ist, so wird sie von nachlässigen Menschen immer noch geübt. Sehen wir von diesem sträflichen Leichtsinne ab, so kann das Gemisch nur durch den Dochtanal, die Tülle, mit der Flamme in Verührung kommen. Es ist dies dann möglich, wenn der Docht den Kanal nicht ganz ausfüllt; man sehe also stets auf gut passenden Docht. Die Rumbrenner sind meist so gebaut, daß der flach im Petroleum hängende Docht sich erst allmählich zusammenschließt und erst oben einen vollen Kreis bildet. Schraubt man ihn nun herab, wie es beim Auslöschfen der Lampe so vielfach geschieht, so weichen die Enden von einander, außerdem wird durch den ins Fassin gehenden Docht das Gasgemisch von dort verdrängt und sucht seinen Ausweg durch die Tülle. Die Flamme ist keineswegs sofort erstickt, sobald der Docht heruntergeschraubt wird, sondern am Rand der Tülle streifen sich verlohnte Teüchen vom Docht ab, an welchen ein Flammenzungen übrig bleibt. An diesem entzündet sich die Dämpfe, so daß die Explosion erfolgt. Eine andre Methode des Auslöschfens ist das Ausblasen. Bläst man stark von unten, so kann man die ganze Flamme vom Docht wegreißen. Die vom Docht aussteigenden Dämpfe sind dann durch eine kalte Luftschicht von der Flamme getrennt, sie können sich nicht mehr entzünden, und die Lampe erlischt. Bei gut schließendem Docht ist diese Methode nicht gefährlich, doch ist sie anstrengend und zeitraubend und gelingt oft gar nicht, weil nicht eine große Oeffnung vorhanden ist, sondern ein Blech mit vielen kleinen Löchern, von welchen die Luft abprallt. Beim Ausblasen von oben wird der Luftstrom im Cylinder umgekehrt, die eignen Verbrennungsprodukte werden der Flamme zugeführt, und sie muß aus Mangel an frischer Luft ersticken. Man bläst am besten nicht direkt nach unten, sondern schräg gegen die Innenwand des Cylinders. Bei gut schließendem Docht ist dann gar keine Explosionsgefahr vorhanden, bei schlecht schließendem ist sie sehr vermindert, weil die Flamme schon bei ganz schwachem Blasen erlischt, ohne daß ein Flammenstrahl durch den Docht nach unten gepreßt wird. In neuerer Zeit sind sehr praktische Cylinder, die vom oberen Ende abgedrückt sind, in den Handel gebracht. Hier genügt ein leichtes horizontales Blasen gegen das höhere Ende, um die Flamme gefahrlos zum Verlöschfen zu bringen. —

**Litterarisches.**

— Paul Verlaine und sein Verleger. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Es ist bekannt, daß der französische Dichter Verlaine ein sehr unregelmäßiges Leben führte und einen großen Teil seines Lebens in den Aneipen und den Spitalern zubrachte. Daß unter diesen Umständen nicht gerade sehr angenehme geschäftliche Beziehungen zwischen ihm und seinem Verleger Savine bestanden, läßt sich denken. Eines Tages kam der Dichter stark angeheitert in Savines Laden und verlangte sofort 100 Frank. Savine bezahlte sie ihm aus und war nicht wenig erstaunt, als eine Stunde später der Kellner des nahe gelegenen Café Cardinal erschien und ihm erzählte, ein Gast, der sehr aufgeregt sei und seine Reche nicht bezahlen könne, berufe sich auf ihn (Savine), da er ihm noch Geld schulde. Savine ging nun ins Café und fand dort Verlaine mit mehreren Beschridern im Begriffe, den Wirt mit den schönsten Titulaturen zu belegen. Savine teilte dem Wirt mit, daß er Verlaine vorhin erst einen Hundert-Frank-Schein in einem Couvert seiner Firma übergeben habe. Man sah nun nach und fand das zerstückerte Couvert mit der Banknote unter dem Tisch liegen, wohin Verlaine es in seiner Wut geworfen hatte. Ein andermal, als Verlaine im Spital lag, schickte er seinen Freund, den Maler Cazals zu Savine, um Geld zu holen. Der Verleger verlangte eine schriftliche Bescheinigung, und da wurde Verlaine ganz weitend, daß es noch solcher Formalitäten bedürfe. Er stellte die Bescheinigung aber aus, und acht Tage später erschien er bei Savine, um ihm die größten Grobheiten zu sagen, weil er Cazals das Geld ausbezahlt habe. Daß er selbst die schriftliche Genehmigung dazu erteilt hatte, wußte er längst nicht mehr. Es war in der That kein Vergnügen, Verlaines Verleger zu sein. Hatte er einem Verleger Novellen verkauft und das Honorar im voraus eingestekt, so wollte er später die Novellen, wenn er sie geschrieben hatte, doch nicht hergeben, da er inzwischen noch einen andern Verleger gefunden hatte, der sie kaufen wollte. Wurde eine seiner Gedichtsammlungen gedruckt, so schickte er jeden Augenblick einen Brief aus dem Spital. Bald mußte diese, bald jene Widmung weggelassen oder hinzugefügt werden, je nachdem er sich mit einem seiner „Freunde“

entzweit oder mit einem andern Bekannten Freundschaft geschlossen hatte. Drei Sonnette widmete er sogar seinem Hausbesitzer, dem er natürlich die Miete nicht bezahlte. Eines Tages fährte ihm ein braver Landpfarrer, der sich seiner annehmen wollte, er wolle ihn unentgeltlich bei sich aufnehmen; er möchte aber, um keinen Standal zu erregen, in anständiger Kleidung zu ihm kommen. Verlaine wollte das Anerbieten annehmen, aber er hatte kein Geld für neue Kleider. Seine Freunde Hubsmans und Léon Vloy bewogen nun Savine, ihm 200 Fr. zu schenken. Als sie den Dichter abholten wollten, um ihn zur Bahn zu geleiten, war er total betrunken. Die 200 Fr. hatte er vergeudet, und er schimpfte nun in seiner Wut auf den Pfarrer, der es ihm nicht gönne, seinen Durst zu stillen. . . Verlaine starb am 8. Januar 1896 in Paris im Spital. Bei den Verlegern hat er jedenfalls kein angenehmes Andenken hinterlassen. —

**Musik.**

— Franz Willner, dessen Tod in diesen Tagen gemeldet wurde, ist sozusagen der klassische Chordirigent Deutschlands seit nahezu einem halben Jahrhundert gewesen. Was Julius Geh, der gleichaltrige Siebziger, doch noch lange nicht abberufen, auf dem Gebiete des Sologefanges geleistet hat, das hat Willner auf dem des Chorgesanges geleistet. Namentlich in der Zeit, da Richard Wagner's Stern aufging und dadurch auch manches andre heller wurde, war Willner als Chorlehrer am Münchener Konservatorium und als dortiger Opern-Dirigent ein Hauptstük der damaligen neuer Welt. Wie er dann mannigfach, besonders als „langjähriger niederdeutscher Musikfest-Dirigent“ und insbesondere als Direktor des gut pädagogisch angelegten Konservatoriums zu Köln, an der Pflege der Tonkunst teilgenommen hat, wird vielleicht erst eine künftige Geschichte der Musik-Pädagogik recht zu würdigen wissen. In manchen von ihm komponierten Chorwerken und nicht zuletzt in seinem laugesfreundigen Sohne Ludwig Willner lebt sein Andenken auch in den Konzertsälen weiter. — sz.

**Humoristisches.**

— Allerdings. Zahnranke (nach der Operation): „Dieses schreckliche Zahnausreißen!“  
Zahnarzt: „Ja, mein Fräulein, Romane werden im Operationsstuhl nicht erlebt.“ —  
— Der philosophische Dackl. A.: Ihr Hund hört ja gar nicht, wenn man ihn ruft. . . Er heißt doch Waldi!“  
B.: „Ja, aber auf Namen giebt der nir.“ —  
— Neues Wort. Bureauchef: „Hier, Excellenz, erlaube ich mir meine Beamten vorzustellen — alle im Dienste erglakte Männer!“ —

**Notizen.**

— Zänkerien. Holz & Schlaf, die litterarische Doppelfirma, hat schon vor Jahren freiwillig liquidiert. Jetzt sind die beiden ehemaligen Compagnons darüber in Streit geraten, wie viel Dichtertapital damals jeder eingeschossen. Schlaf behauptet, die von der Firma signierten Werke stammten eigentlich von ihm, Holz sei nur an der Aufmachung beteiligt gewesen. Holz stellt in einer solchen erschienenen Broschüre das Verhältnis natürlich anders dar. Schlaf sei sein Schüler gewesen, Schlaf sei immer nur die Blüte gewesen, auf der er gepiekt habe. — Da streiten sich die Leut' herum. . .  
— Im Wiener Deutschen Volks-Theater gelangt demnächst die Komödie „Die Freundin“ von Marco Prociner zur ersten Aufführung. —  
— Max Schilling's Oper „Der Pfeifertag“ geht am 17. September als erste Novität der laufenden Spielzeit im Opernhaus in Scene. —  
— Die Erneuerung der Abonnements für die Philharmonischen Konzerte unter Leitung von Professor Arthur Nikisch kann nur noch bis zum 13. September erfolgen. —  
— Lucas Cranach's Hauptwerk, das Gemälde „Ruhe auf der Flucht“, ist von der Berliner Galerie erworben worden. —  
— Preise von insgesamt 2000 Mark schreibt die Leipziger Dampf-Vuchbinderei A.-G. vorm. Gustav Frische für Entwürfe künstlerischer „Buch-Einband-Deden“ aus. Gefordert werden Einband-Deden 1. für moderne Belletristik. 2. für Volksausgaben (Klassiker, Kunstgeschichte, Technik etc.) 3. für Alenden, Kalender und Fabrikataloge. In jeder Abteilung beträgt der erste Preis 250 M., der zweite Preis 150 M., der dritte Preis 100 M. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. Oktober 1902. Alles nähere durch die ausschreibende Firma. —  
c. Restaurierte Monumente in Griechenland. Die griechische Regierung hat beschloffen, den Löwen von Chäroneia zu restaurieren. Das Denkmal wurde zum Ruhme der Helden, die in der Schlacht gegen Philipp gefallen sind, errichtet. Ebenso wird das Gebäude des athenischen Staatsräthes in Delphi, von dem alle Teile im Laufe der von der französischen Schule veranstalteten Ausgrabungen aufgefunden wurden, restauriert. —

(Nachdruck verboten.)

4)

## Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene wurde abwechselnd rot und blaß. Mit fiebernden Fingern schob sie die beiden Guldenzettel weiter über den Ladentisch. Doch die Fleischhackerin wollte nicht sehen. Sie fuhr fort:

„Ja, aber . . . bei Ihnen, Frau Försterin, ist das ja ganz was andres!“ . . . Sie haben a Geld, wie's heißt, verstehen das Geschäft . . . und die schöne Pension. . .“

„Schöne?“

Es war schier grimmig das Lachen.

Die Schlächterfrau war mit einem Mal ganz Neugierde.

„Ja, es heißt allgemein so . . . Ich hab' Sie schon lang einmal fragen wollen . . . Die Stadt Eger wird doch net! . . .“

„Zwölf Gulden! . . . Aber ich hab' schon eine Eingabe gemacht! . . .“

Frau Heß war etwas enttäuscht. Aber zwölf Gulden sind zwölf Gulden! . . . Bierzig Kreuzer den Tag. Flint ging es ihr vom Munde:

„Das ist recht, das ist recht, Frau Försterin! . . . Nur ordentlich hineingeigen den Großköpfen auf'm Stadthaus droben! . . . Ist denn das a Weß', was die aufführen? Totzahlen muß man sich noch, wenn's net bald anders wird! . . . Aber 's wird anders! Der Brezelbäc wird es ihnen schon zeigen, wenn jezt die neue Wahl ist. . . Was hat er g'sagt, Gottsfried?“

„runter müssen sie, und wenn sie an die Stühl' geleimt sind! . . .“

Das Beil fuhr bekräftigend in den Haustoß.

Es kamen Leute in den Laden.

„Ziehen S' ab, Frau Heß! . . .“

„Alsdann, wenn Sie gar net anders wollen . . .“

„Ja, und morgen rechnen wir zusammen. Ich glaub' allweil, auf's Büchel giebt man leichter aus, als wenn man jeden Tag 's Geld einstecken muß . . .“

Die Schlächterfrau lächelte sauer. Sie wußte noch mehr: Wer bei ihr im Buche stand, konnte ihr nicht so leicht mit der Kundschaft weitergehen und nahm's nicht so genau mit Fett und Knochen als Zuwage.

Um ihr Unbehagen zu verbergen, schmeichelte sie eine dicke Köchin an:

„Na, Jungferl, was schaffen wir denn Gut's?“

Die Angesprochene mußte sich erst Luft machen. Sie warf ihre runden, roten Arme in die Luft und schmetterte:

„Haben S' 's schon g'hört?! . . . Haben S' 's schon g'hört?! . . . Auf'm Markt ist ein Bauernesel wütig word'n! . . . Fünf Meuschen hat er umgearbeit' und drei Kinder! . . . Eins soll schon tot sein! . . .“

Nun war für eine Viertelstunde an kein Geschäft zu denken. — — —

Das Mittagessen war vorüber. Jetzt konnte auch die Kostfrau sehen, ob ihr noch einige Bissen geblieben.

Lene gegenüber, auf der leichten Lehnbank, die sonst für zwei reichte, saß breit und zufrieden der Maß. Er hatte seinen Eßtiegel auseinander genommen und die einzelnen Räfte in einer Reihe vor sich hingestellt. Jetzt war er unerschütterlich: Sollte er mit der in der Weinsauce ruhenden Mehlspeise beginnen, mit dem Lendenbraten oder regelrecht mit der Suppe. Nachdem er eine Weile die verschiedenen Düste in sich gezogen, entschied er sich zuletzt, wie immer, für den Löffel. Ehe er seine liebste Arbeit anhub, sagte er mit einem Seitenblick auf seine Verwandte:

„Die Köchin vom Doktor Leutwein wollt' mich heut' ausschimpfen . . .“

„Hast D' was ang'stellt?“

„Das nicht . . . Sie meint, ich soll später kommen . . . wenn die Herrschaft gegessen hat . . . Und überhaupt: Wie lang' ich noch kam? Jetzt sei es vier Jahre! . . . Und es gab' viel ärmere Leut'! . . .“

Lene quoll der Bissen im Munde.

„Und was hast Du g'sagt?“

„Ich? . . . Nix! . . . Was soll ich denn da sagen? . . . Sie geht das doch nichts an, sie ist ein Dienstbot! Ihr

Serr giebt mir's Essen! . . . Und er hat meiner Mutter versprochen . . .“

Lene schob den Teller von sich.

„Deine Mutter! . . . Ja, Deine Mutter! . . . Die hält noch im Sterben die Hand auf' und bittet und weint! . . . Brüderl, wenn ich Deine Mutter wär', Du wärst schnell wo in der Lehr'! . . .“

„Meine Mutter hat g'sagt: Maß, studier' nur zu! Und wenn's zwanzig Jahr dauert, was muß D' doch werden! . . .“

Er kicherte in sich hinein und begann mit dem Essen.

„Die Rudelesuppe ist aber heut' wieder gut, Frau Tant!“

Lene schwebte ein böses Wort auf der Zunge, sie schüttelte aber wie abwehrend den Kopf und erhob sich.

Zugleich ging die Thür. Ein achtjähriges Mädchen kam herein. Sie ging etwas auf den Zehenspitzen, ein leichtes Lächeln lag auf dem vollen blaffen Gesicht, die runden, braunen Augen hatten das Zimmer mit einem Blick überflogen.

Vor Lene that sie einen Knix.

Die Frau reichte ihr freundlich die Hand.

„Aber immer schöner wird das Ammel, immer schöner! . . . Was macht denn die Tant? . . .“

„Danke! . . .“

Lene verspürte ein leises Ziehen der kleinen Hand und lächelte.

„Ja, ja, geh' nur zu Deinem Franz! . . . Da auf dem Koffer vor seinem Bett sitzt er schon seit einer Viertelstunde und wartet auf Dich . . .“

„Das Kleine“ hatte sich ganz an die Wand gedrückt, um seiner Freundin recht viel Platz zu lassen. Er faßte ihre Hand und behielt sie. Und so saßen die Kinder, die einander gefunden an dem Tage, an dem Lene in dieses Haus gezogen, still und glücklich.

Kein Wort wurde zwischen ihnen laut, während Lene am Fenster mit Schüsseln und Tellern in der Spülstände klapperte, der Maß nach jedem besonders guten Bissen geräuschvoll schmaßte, das Gemurmel der lernenden Studenten vom großen Zimmer her drang.

Und plötzlich schrie die freche Stimme des Vogt:

„Du, Pfarrer, wie heißt der Maulesel auf Lateinisch? . . .“

## II.

Unterhalb der alten Burg blieb Lene stehen.

„Müssen wir denn so laufen, Herr Nitscheltwitzer? . . . Wenn das Kleine nicht mehr zu halten ist, . . . na ja, die Pratswürst! . . . Aber . . .“

Sie faßte den Kopf einer Zaunlatte und drückte den Absatz ihres Zeugschuhs gegen den Boden.

„Wenn man über den Johannisplatz gehen will, sollte man tüchtige Lederstiefel anziehen . . . wie die Liese . . . Und erst die Mühlgasse! . . .“

Ihr Blick fiel auf die Schloßdecke über ihr, die zerbröckelnden Rundbogenfenster, über die kein Dach mehr sich hob, die frischen Strebepfiler, mit denen man das wankende Mauerwerk zu stützen versucht.

Mit einer raschen, halben Wendung, die er seinem Ideal, dem Schulinspektor abgesehen, drehte sich der Lehramtskandidat den alten Mauern zu.

„Der Bankettsaal! . . . Hier wurden Ballensteins Freunde umgebracht, kurz zuvor, ehe man ihn selbst niederstieß . . .“

Die Frau war ernst geworden.

„Der finstere Mann! . . . Ich hab' sein Bild gesehen.“

„Ja, im Stadthaus! . . . Früher soll dort auch sein Blut zu sehen gewesen sein . . . Außen an der Mauer, nach dem Kirchplatz zu.“

Nitscheltwitzer schwieg einen Augenblick und fuhr dann im unfehlbaren Ton des Historikers fort:

„War selbstverständlich ein Schwindel der Jesuiten . . . Sie strichen jedes Jahr frisches Hühnerblut an die Mauer . . .“

Er räusperte sich etwas.

„Wallenstein ist in dem Zimmer vorn am Marktplatz ermordet worden, in dem jezt der Herr Bürgermeister amtiert. Und sein Blut konnte gar nicht die Mauer herablaufen, denn er wurde mitten im Zimmer vor seinem Himmelbett erstochen . . .“

„Aber die Jesuiten, Herr Nitschelwitzer, haben doch nicht . . .“

„Haben auch die Mähr aufgebracht, daß der tote Wallenstein in den Kellern des Stadthauses als Geist umgeht, weil — nun, weil sie das schöne Haus, das früher dem Bachelbel gehört hatte, um billiges Geld erwerben wollten . . . So liegt die Sache! . . . Der Herr Schulinspektor . . .“

„Lassen Sie mich aus mit ihrem Inspektor! . . . Ich hab' schon gehört, daß er die Patern nicht leiden kann . . . Haben sie ihm was gethan? . . .“

Nitschelwitzer lächelte, sagte aber nichts. Nein, mit seiner Kostfrau konnte er über solche Sachen wirklich nicht reden.

Lene zog ihren leichten Angora-Schawl; der etwas hinabgeglitten war, wieder über die Schultern, man ging weiter.

Unter der Wölbung des Mühlthores stand der Leierkasten-Michel mit seinem Weibe und leierte. Vor ihm „das Kleine“, das vorausgelaufen war. Er lachte über das ganze Gesicht, agierte mit den Händen und bekräftigte seine Meinung mit dem rechten Fuße. Der Kasten brachte es nur noch zu einem Geflüster. An gewissen Stellen blieben die Töne ganz aus. Dann schrie der Michel, der mit seinem roten Gesicht, der blauen Brille und der schweren Schirmmütze ein sonderbares Bild bot, als Ersatz ein halb ärgerliches, halb aufmunterndes: Quä!

Das gefiel dem Kleinen, und er sang mit:

„Du, du, liegst mir im — Quä! — Quä!  
Du, du, liegst mir im — Quä!  
Du, du, machst mir viel — Quä! — Quä!  
Weißt nicht, wie gut ich dir — Quä!  
Ja — Ja — Quä! Quä!  
Weißt nicht, wie gut ich dir — Quä! —“

„Prost!“ sagte das Kleine und klatschte die Hände zusammen.

„Geraus mit dem Gelde, Herr Nitschelwitzer!“ lachte Lene . . . „Das Schützenlager kann schön werden! . . . Es ist mein erstes . . .“

Und als er sie fragend ansah —

„Na ja, na ja! . . . Ein Vierkreuzerstüdel langt schon! . . . Wir rechnen dann ab . . . Wenn Sie die Kostfrau ausführen wollen . . .“

Herr Nitschelwitzer knöpfte langsam seinen Gehrock auf . . . Von dem Herrn Bezirks-Schulinspektor hielt sie nichts . . . Und so ein Kerl! . . . Vier Kreuzer! Ein ganzes Päckchen Tabak!

Er sagte wieder nichts. Ein Vierkreuzerstüdel hatte er nicht, aber drei einzelne Kreuzer klaubte er zusammen.

Als der Michel Lenes Stimme gehört, hatte er sofort mit der Linken ein kupfernes Tellerchen auf dem Wachsstuche nach vorne geschoben. Aber sein Weib war schneller mit der hohlen Hand gewesen und nahm die Kreuzer in Empfang. Der Leierkastenmann hörte nichts klappern und riß sofort die Hand von dem Leierer. Er sprudelte:

„Aus ist's! Ohne Geld spielt der Michel net!“

Mit beiden Fäusten schlug er auf das Wachsstuch, daß das Tellerchen sprang.

„Quä!“ sagte der Kasten.

„Aber Michel!“

„I mag net!“

„Michel, Michel! . . . Ich hab' ja schon 's Geld! . . . 's kommt schon wieder wer! . . .“

Sofort fuhr die Hand nach der Kurbel, und die Maschine flüsterie:

„Du, Du, liegst mir im —“

Durch die Gärten der Rahm ging's langsam. Das Kleine war nicht mehr zu halten. Alle paar Schritte war es wo anders, bald vor, bald hinter seiner Kostfrau. Lene wurde ganz aufgeregt.

„Wo steck denn das Kleine? . . . Franz! . . . Franz! . . . Köhler! . . .“

Dann blieb wieder Lene stehen. Bei einer Feuerlilie, die aus übervollem Quirl Blütenstaub-Wölkchen über den Raum hin entließ; vor einem Busch weißer Rosen, weißer Rosen mit bläutem Innern, wie sie sie selbst in Konrad-reuth gezogen; bei einem der langen, altersbraunen Holzrahmen mit den vielen Gäch, an denen in früheren Zeiten die egrischen Luchmacher ihre fertigen Stücke getrocknet hatten. Auf dem Dache eines Lusthauses klingelten leise die Glasglöckchen, und in den bunten Fenstern einer Veranda brannten die Strahlen der Nachmittagssonne.

Ueber den Berg herab kamen Leute, einzeln und zu zweien. Alle schienen es eilig zu haben. Mit ausgreifenden Schritten und weichen Knien schoben sie nach Siechenhaus.

Die in der Rahm brütende Hitze wich einer leichten Frische. Zwischen der Eger, den Schwimmschulen und den alten Schwarzpappeln des unteren Weges gingen alte Frauen, aufgeschürzt, mit nackten Füßen auf schmalen Steigen und sprengten die Wäsche, die man ihnen zum Weichen übergeben. Ab und zu zeigte sich ein aus ein paar Pfählen und alten Säcken hergestelltes Zelt.

Lene verhoffte.

„Bitteres Brot! . . . Nicht einmal in der Nacht haben die armen Weiber Ruhe! . . . Und sie haben doch sicher alle schon das Reizen! . . .“

Nitschelwitzer ging ruhig weiter. Bis vor drei Jahren hatte er sich geplagt, daß ihm manchmal das Blut unter den Fingernägeln hervorsprang. Aber das war vorbei, die Sache erledigt. Im Herbst war er Lehrer. In seiner Heimat! Was gingen ihn da die alten egrischen Weiber an! . . .

Mählich spürte man ganz deutlich den Zug, der wie ein Wirbel die Menschen nach Siechenhaus riß. Ueber die Brücke, vom Entenstein her kamen sie, den Geiersberg herab im Trabe, selbst unter den Eichen und Erken der alten Pulvermühle hervor. Im leichten Winde hauchten sich die hellen Sommerkleider der Frauen, immer häufiger zogen die Männer ihre roten oder blauen Taschentücher, gierige Kinder leckten sich die Lippen. Vom Spittelhof herein schlug der Duft des reisenden Roggens.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## An den Bergen.

Von W o l e s l a w P r u s . Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen.

„Lieber Herr“, sprach zu mir ein Bekannter, der ein großer Sonderling war, lieber Herr, die Homöopathen haben ein vorzügliches Princip: „Gleiches wird durch Gleiches geheilt.“ Die Homöopathen wenden doch auch Koden gegen Koden an, und Pasteur impfte doch auch gegen Tollwut. Wozu aber all diese Beispiele? Ich werde Ihnen einen Fall erzählen, den ich mit angesehen habe und wobei ein Mensch von seiner eingebildeten Angst durch tatsächliche Gefahr geheilt wurde.“

Nach dieser Einleitung steckte mein Freund sich eine Cigarre an und fuhr fort:

„Zum erstenmal sah ich die Alpen vor zwanzig Jahren, als ich nach Thufis kam. Einige Tage nach meiner Ankunft in diesem Städtchen machte ich mit einer Gesellschaft einen kleinen Spaziergang. Bei dieser Gelegenheit erlebte ich einen solchen Schrecken, daß ich Thufis sofort ganz verstimmt verließ und einige Jahre lang keine Berge sehen konnte.“

An jenem Ausfluge nahmen sechs Personen teil; es waren zwei Polen, ein Deutscher, ein Engländer und zwei Französinen dabei, die alle in demselben Hotel wohnten. Wir nahmen keinen Führer, da der Engländer die Gegend kannte; auch schien die Spitze, zu der wir hinaufklettern wollten, so leicht ersteigbar wie dieser Stuhl, der mitten im Zimmer steht. Durch das Fernrohr bemerkte ich am Abhang des Berges zwar Quer- und Längsrisse, da diese aber nur klein waren, dachte ich nicht an sie. Es wunderte mich sogar, daß wir schon um neun Uhr morgens aus dem Hotel aufbrachen; da ich aber nicht verraten wollte, daß ich vom Gebirge nicht viel Ahnung hatte, machte ich keinerlei Bemerkungen und benahm mich unterwegs wie ein Tourist, der das Himalaya-Gebirge durchquert hat. Das verschaffte mir allgemeine Achtung und die besondere Gunst des Deutschen. Letzteres beruhte auf Gegenseitigkeit, denn es war ein außerordentlich angenehmer Mensch, der aber leider einen Fehler hatte: er litt an Kopfschwindel.

Untenwegs ging es sehr lustig zu: alle, auch der Engländer, waren ausgelassen wie Kinder, nur ich war ernst, während der Deutsche bei jedem Abhang rückwärts sah und Stellen aus Virgil citierte. Er hielt das für die beste Art, die Aufmerksamkeit von Dingen abzulenken, die man nicht sehen mag.

„Haben Sie auch hier das Gefühl des Schwindels?“ fragte ich.

„Ja“, entgegnete er schnell, „aber sprechen wir nicht davon, sonst kann ich keinen Schritt weiter gehen.“

Ich hielt inne, während der Deutsche immer lauter Virgil deklamirte und sich immer häufiger umsah. Einmal fahle er mich sogar bei der Hand und flüsterte mir ins Ohr: „Ihre Ruhe flöht mir Mut ein. Wenn Sie nicht mit wären, würde ich zurückbleiben müssen oder . . . das Genid brechen . . .“

Alter Schweiß bedeckte meine Stirn, da mein Seelenzustand in vollstem Gegensatz zu dem stand, was mein armer Gefährte von mir dachte.

Vor allem heimlichste es mich sehr, daß der Berg, den wir bestiegen wollten, trotz des zweistündigen Spaziergangs gar nicht näher

rückte: es schien mir, als ob er stets etwa eine Meile entfernt bliebe. Aber meine Verlegenheit wurde am größten, als der Berg, zu dem wir wollten, verschwand, und ich an seiner Stelle eine Lummene Erde und Felsen erblickte, die tief unten begannen und — bis an die Sterne reichten. Die Wand, die wir hinauf kletterten, glich einer riesenhaften Treppe, deren Stufen mehrere hundert Schritt hoch waren. Wenn ich unterhalb einer solchen Stufe stand, dachte ich, es wäre bereits der Gipfel, doch nach einer viertelstündigen Wanderung überzeugte ich mich, daß wir nicht den Gipfel, sondern eine neue Stufe erreicht hätten oder auch einen neuen Uebergang zu einer neuen Stufe. So ging's ohne Ende.

Inzwischen wurde der Weg immer wilder. Es verschwanden die Wälder, das Gras, die Sträucher, selbst der feste Boden. Wir schritten über Steinhaufen, die immer größer und looser wurden. Immer dichter umdrängten uns die riesigen Berggipfel, die rings von Wolken umkleidet waren, und die Schluchten, denen bläulicher Dunst entstieg.

Zuweilen glätteten sich die Falten der Berge; ihre großen Stufen und Terrassen verschwanden, statt ihrer sah ich eine schräge Wand, die meinen Füßen entglitt und steil zu den saphierblauen Wäldern hinabließ, die tief unten schlummerten. Als ich für einen Augenblick vergaß, daß ich oben war, schien es mir, daß ich auf ebener Erde stehe, die plötzlich unter meinen Füßen weicht, während ein Teil bis zum Himmel emporsteigt und der andre in die Tiefe hinabfällt. Mir schwindelte; um nicht abzustürzen, packte ich den vor mir gehenden Deutschen. Er beschleunigte den Schritt, und bald kamen wir an eine weniger steile Stelle.

„Ich danke Ihnen . . .“ flüsterte er und drückte mir fest die Hand. „Jetzt geht's mir besser . . . Sie haben mir das Leben gerettet . . .“ Ich erstarrte vor Staunen. Die vor uns schreitenden Damen zogen ihre Kleider und Schleifen zurecht, die sich nach ihrer Meinung nicht ästhetisch genug legten.

„Eine fürchtbare Hitze!“ sagte die eine. „Welch schlechter Weg!“ klagte ihre Kameradin.

Nach einer Viertelstunde ruhigeren Weges hörte die Wand, an der wir entlang gingen, auf. Ich sah, daß wir von allen Seiten von nackten oder schneebedeckten Berggipfeln umgeben waren, daß zwischen uns und ihnen nichts als Luft lag. Ich weiß nicht warum, aber ich fühlte in diesem Augenblick einen ruhigen Stolz und eine gegenstandslose Begeisterung.

„Wir sind auf dem Gipfel,“ sagte der Engländer, sich vor den Damen verneigend, und steckte eine Cigarre an.

„Welch prächtige Aussicht!“ riefen beide Damen. Sie nahmen kleine Spiegel aus der Tasche heraus und brachten das ein wenig verwirrte Haar in Ordnung.

„Zwei Uhr!“ bemerkte mein Landsmann. „Zum Teufel ist das Mittag, und vielleicht auch das Abendbrot . . .“

Der Deutsche setzte sich; das Gesicht zur Erde gebückt begann er Virgil zu deklamieren.

„Sehen Sie Thufis?“ fragte er ihn. „Es sieht wie ein paar Erbsen.“

„Ich sehe nichts und will nichts sehen,“ entgegnete er. „Vor allem weiß ich nicht, ob ich von hier herunterkomme!“

Der Engländer bemerkte, wie bleich er war, schüttelte den Kopf und reichte ihm eine Flasche Cognac. Der Kranke trank davon, ruhte ein wenig und es wurde ihm besser.

Wir blieben eine Viertelstunde ruhig sitzen, doch plötzlich erhob sich ein ziemlich starker Wind. Ich blickte nach der Richtung von Thufis und sah eine sonderbare Erscheinung. In der tiefen Schlucht, die zu unseren Füßen lag, hatte der bläuliche Nebel eine hellere Farbe angenommen. Allmählich ging er in zartestes Blau über und wurde schließlich ganz weiß. Dann begann er schnell alle Thäler auszufüllen, so daß es schien, als ob wir von einem Milchmeer umgeben wären, auf dessen Oberfläche Berggipfel schwammen. Allmählich drangen diese tiefer hinein und versanken im Meer. Ich sah ganz deutlich eine Bewegung zwischen dem Nebel und den Bergen, aber ich erschrak, als ich bemerkte, daß der Gipfel, auf dem wir standen, hinunterzufallen begann . . . Ich hätte Schwören können, daß wir auf eine sich vor uns ausbreitende Wolke in rasendem Sturz hinunterfielen.

„Was bedeutet das?“ fragte eine der Damen den Engländer.

„Der Nebel steigt,“ entgegnete er etwas verstimmt. „Wir müssen hinunter,“ fügte er hinzu.

„Also nicht zu ir fallen, sondern der Nebel steigt zu uns auf!“ dachte ich sehr beruhigt.

Aber die Wolken flogen schnell. Kaum hatten wir uns von unseren Plätzen erhoben, als der Nebel uns bereits von allen Seiten umgab; es wurde so dunkel, daß man nicht drei Schritte weit sehen konnte. An den Händen und auf dem Gesicht fühlten wir Feuchtigkeit, dann begann es zu regnen und zu schneien — so dicke Floden fielen, wie sonst während eines Schneesturmes.

Trotzdem gingen wir, einander an den Händen haltend, weiter, denn der Weg war ungefährlich, und der Engländer kannte ihn genau. Manchmal glitten die nassen Steine unter den Füßen ab, dann rutschten wir unter großem Gelächter einige Meter hinunter. Am lautesten lachte der Deutsche, der in die beste Stimmung gekommen war seit dem Augenblick, als der Nebel die steile Wand und die darunterliegenden Abhänge verdeckte. Bei einer dieser Ausschweifungen waren wir nicht zwei oder drei, sondern etwa dreißig Meter tiefer gekommen. Die Damen begannen

bereits zu schreien, da aber wurde unsere Fahrt wieder langsamer; bald fühlten wir einen harten Felsen unter den Füßen. Der Deutsche erhob sich zu allererst und wollte recht vergnügt weitergehen. Aber der Engländer hielt ihn zurück.

„Verzeihen Sie“, sagte er, ich muß mich erst orientieren, wo wir sind.“ Lastend machte er einige Schritte, verschwand aber bald im Nebel.

„Hol hol . . .“

Als er zurückkehrte, bemerkten wir eine Unruhe auf seinem Antlitz.

„Vielleicht können Sie einen Kompaß gebrauchen?“ fragte mein Landsmann.

„Gewiß, zeigen Sie ihn her!“ erwiderte der Engländer und ergriff ungeduldig den kleinen Kompaß, den der Pole an der Uhrkette trug.

Der Engländer drehte den Kompaß hin und her, schüttelte den Kopf, schließlich schnalzte er mit der Zunge und sagte lächelnd zu den Damen:

„Wir müssen warten, bis der Nebel vorüber ist.“

„Uns aber flüsterte er zu: „Wir haben uns verirrt; jetzt sind wir auf einem ganz andren Teil des Berges . . .“

„Wie hoch sind wir denn?“ fragte der Deutsche.

„Vielleicht auf der Hälfte des Weges; übrigens . . . wer kann's wissen?“

„Ist hier vielleicht irgendwo ein Abhang?“ fragte der Deutsche wieder.

„Auch dafür siehe ich nicht ein,“ entgegnete der Engländer. „In jedem Fall sind die Wände dieses Felsens sehr steil.“

Die Damen saßen verstimmt da.

„Schade, daß wir keine Schokolade lochen können,“ sagte eine von ihnen.

Es war schon vier Uhr durch, als von der Seite ein starker Wind wehte und für einen Augenblick den Horizont freigab. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ich sah, daß wir auf einer etwa zehn Meter breiten Felswand saßen. Hinter uns stand die steile, mit glatten Steinen bedeckte Bergwand, die man unmöglich hinauf klettern konnte, während vor uns tief unten das Thal lag . . .

Von einem Hinabsteigen ins Thal konnte nicht die Rede sein, denn an dieser Stelle fiel die felsige Bergwand fast senkrecht hinab . . .

„Wann gehen wir weiter?“ fragte eine der Damen.

„Wenn der Nebel sich verzogen hat“, antwortete der Engländer.

„Und wenn er bis zur Nacht nicht weicht?“

„Dann übermachten wir hier.“

„Sie scherzen?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete er ernst. „Wir sind in die Falle geraten und müssen jetzt geduldig sein.“

„So geben Sie doch irgendwelche Zeichen,“ bemerkte die andre.

„Die Gegend ist doch nicht öde, vielleicht hört es jemand . . .“

„Das wollen wir soeben thun.“

Mein Landsmann hatte einen Revolver, mit dem er ins Thal hinunter zu schießen begann. Aber der Knall war so schwach, daß ich zweifelte, ob ihn jemand hörte.

(Schluß folgt.)

### Kleines Feuilleton.

— Ein reimsüchtiger Schüler. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ berichten: Ein schwäbischer Bezirks-Schulinspektor bemerkte an einem etwa elfjährigen Knaben, daß dieser in der Prüfung ganz merkwürdigweise auf eine gestellte Frage einen Vers machte. Er machte den Ortschullehrer darauf aufmerksam, der erklärte, daß dies sehr oft im Unterricht vorkomme. Der Inspektor erbat sich ein paar Proben an Namen der Ortsbewohner. Der Lehrer sagte zu dem Poeten: „Eduard, dein Nachbar heißt Franzen, lausst Du darauf im „Reim“ antworten?“ und er erhielt die prompte Antwort:

„Mein Nachbar, der heißt Franzen —  
Wenn Prüfung aus, dann schnallen wir den Franzen!“

„Nicht übel,“ brummte der Inspektor. „Noch so ein Bellspleß, Herr Lehrer!“ Der Lehrer sagt: „Eduard! Der Herr Schultheiß hier heißt Giesel.“ Antwort:

„Der Schultheiß hier heißt Giesel,  
Hat oft zerrissne Stiesel.“

Der antwefende Dorfmannat wurde etwas rot und lächelte. Inspektor: „Nun, Eduard, Du bist ja ein recht waderer Dichter, aber auf meinen Namen wirfst Du wohl nichts reimen können, ich heiße nämlich Bunsler.“ Und Eduard sagt ohne Bedenken:

„Der Inspektor, der heißt Bunsler,  
Und was er thut, verhungt er!“

Der Inspektor hatte genug von der Prüfung dieses Ortsgenies! —